

Der Kampf gegen die Kühe und den Teufel

In sechs Etappen führt der St.-Rupert-Pilgerweg durch das Salzburger Land. Wallfahrern gibt er Kraft, Wanderern kostet er sie. Doch auch Agnostiker bekommen hier ihren Lohn. Von Willi Weiß

Wir sind keine Pilger. Aber der Weg ist da, und er ist bezaubernd. Wir brauchen für die Strecke vor allem eine Blechtasse. Und einen Knüppel. Wer will, kann auch Pilgerstab dazu sagen. Aber wir nennen ihn Knüppel, brusthoch soll er sein und so dick, dass ihn gerade noch die Hand umfasst. Kein frommes Utensil, sondern ein Prügel, dem jeder ansieht, dass es damit eins zwischen die Hörner geben könnte. Doch darauf sind wir erst später angewiesen.

Am Beginn der Strecke im salzburgischen St.Gilgen ist die Welt zivilisiert und freundlich. Vielmehr noch, sie ist ein Idyll, die ausschaut, als müsse das Annerl Mozart gleich mit hochgestecktem Zopf aus der Pfarrkirche zum heiligen Ägydius treten, sich mit Weihwasser bekreuzigend hinunterhuschen in das erste Haus der Ischlerstraße, in dem sie für ein paar Jahre wohnte. Ein musikalisch hochbegabtes Mädchen war sie, aber eben nur ein Mädchen, das der Vater nicht fördern wollte. Sie lebte in St.Gilgen im Eheexil, direkt am Wolfgangsee mit seinem türkisblauen Wasser, das aus den Bergen kommt und seine Farbe vom Kalkstein des Gebirges hat, den der Schnee abhobelt und ins Tal spült. Der Wolfgangsee ist so klar, dass sich die Fischarten vom Land aus bestimmen lassen. Der Fisch gilt als ein christliches wie auch als Symbol guter Küche. Damit empfiehlt er sich als Anfang für die Pilger und auch für die anderen, die aus gänzlich säkularen Absichten unterwegs sind.

St.-Rupert-Pilgerweg heißt die Strecke. Die österreichische Kirche hat ihn erst vor ein, zwei Jahren initiiert, was wohl mit Hape Kerkeling zu tun hatte und dem Trend, den er auslöste. Natürlich nutzt die fromme Route auch dem Tourismus. Ein Hüttenwirt hatte die Idee dazu. Seine Frömmigkeit soll niemand bezweifeln. So gehen Leib und Seele miteinander, was ja nichts Schlimmes ist. Aber es sei auch erlaubt, nur den Weg zu wandern, weil er so schön und still ist. Und wenn sich die spirituelle Erfahrung dennoch einstellt, dann wollen wir uns ihr nicht verschließen.

Die Strecke ist gut beschildert, an jeder Gabelung zeigt das gelbe Rupertuskreuz auf violetterm Grund die Richtung. Von St.Gilgen führt sie bis nach Bischofshofen, von wo aus der Bischof Rupert im achten Jahrhundert die zweite Christianisierung des Salzburger Landes lenkte. Der Weg ist hundertzehn Kilometer lang und in sechs Tagen gut zu schaffen, sagt die Kirche. Er zieht sich durch das Salzkammergut und den Tennen- und Pongau. Die fünf bis sechs Alpenhäuser, die Brunnwinkl heißen, stehen in einem kleinen Eckchen am See, als seien sie verlassen. Lustig bunte Bauerngärten in ungestümem Zustand umsäumen die verschindelten Gebäude. Nur die Immen summen. Wir hören ihnen zu, wie Karl von Frisch, der dort in der Mühle wohnte. Der Biologe lauschte der Sprache der Bienen und fand heraus, dass sie zu verstehen war. Er erhielt 1973 dafür den Nobelpreis.

Ein Pfad führt am Wolfgangsee entlang zum Hotel Fürberg, das grandios bescheiden in der Bucht liegt. Es ist nur ein Stück dorthin, das sich am See entlangkrümmt. Ein Weg, auf dem die Wanderer wie die Bienen summen und Pilger über Sätze wie jenem aus dem Buch Jesus Sirach nachdenken können: "Denn die Biene ist ein kleines Vögelein und gibt doch die allerbeste Frucht." Am Fürberg beginnt die steile Etappe auf den Falkenstein zur Eremitage des heiligen Wolfgang. Sie hat viel mit Buße zu tun, wissen wir bald. Am Wegrand sind die Motive des Kreuzwegs aufgestellt, sie relativieren nicht unser Leid. Darunter liegen Haufen dicker Kiesel. Es sind Bußsteine, die früher die Frommen den Berg hochschleppten, um sich noch mehr zu peinigen. Andere streuten sich Linsen in die Schuhe oder erklimmen die Höhe mit ausgestreckten Armen. Besonders Kühne sollen sich sogar nackt auf den Weg zur Kapelle gemacht haben, wofür uns allerdings jedes Verständnis fehlt.

Das Gotteshäuschen ist an den Berg angesaugt. Der Eremit lebte in einer finsternen Höhle, in die Wanderer vom Inneren des Kirchleins aus einsteigen können. Sich durch den schmalen Eingang der Grotte zu zwängen bringe Absolution, heißt es, und Frauen die Fruchtbarkeit. Wir schaffen es nicht. Der Stein ist vom vielen Durchrutschen blank. Wie viele Hoffnungen haben sich schon mit dieser Stelle verbunden? Das Glöcklein der Kapelle läutet andauernd, weil die Besucher nicht von ihm lassen können. Schließlich soll ein Wunsch in Erfüllung gehen, wenn es dreimal anschlägt. Das gelingt uns auf Anhieb, eine der leichteren Übungen für einen alten Ministranten. Zugegeben, es tröstet auch ein bisschen: Vielleicht war es doch nur der kräftige Thorax, der den Einstieg in die Wolfgangshöhle verhinderte, vielleicht waren es nicht unverzeihliche Sünden.

In der Nähe des Kapellchens entspringt eine kleine Quelle. Der Heilige soll einst seinen Bischofsstab dort in den Boden gestoßen haben, um seinen Begleiter zu erlösen. Dieser litt unter quälendem Durst. Das verstehen wir gut nach dem Aufstieg. Die trockene Kehle quält, die leichte Blechtasse wird zum ersten Mal zum schönsten Ausrüstungsgegenstand. Aber die Quelle sabbert nur. Warum bloß sind Bischofsstäbe nicht dicker? An der Wand

des kleinen Refugiums hängen gefühlvolle Danksagungen von Menschen, die glaubten, dass das Wasser sie von Augenleiden geheilt hat. Ein Stück weiter sind Vertiefungen im Fels, von denen sie sagen, dass es Abdrücke von Kopf und Händen des Heiligen seien. Die Gläubigen erwarten dort Hilfe gegen manische Kopfschmerzen. Sie pressen ihr Haupt hinein und stehen dabei mit dem Rücken zum Fels wie Wolfgang vor dem Teufel. Den Eremiten wollte einst Satan vom Falkenstein vertreiben und versuchte, ihm kurzerhand das Gebirge überzustülpen. Aber der Heilige stand fest und soll den Berg abgestützt und dabei die Spuren hinterlassen haben.

Es muss wohl sehr einsam dort oben gewesen sein. Besonders einsam vermutlich, wenn der Eremit in einsiedlerischer Trostlosigkeit von der anderen Seite des Falkensteins auf den Ort St. Wolfgang und den heiteren See blickte. Dann verfluchte er wohl die schnöde Welt. Es kann ein solcher Moment gewesen sein, als er wütend seine Axt ins Tal schleuderte und hernach schwor, dort eine Kirche zu bauen, wo er sie wiederfinden würde. Der Heilige hat die Axt genau ins Zentrum von St. Wolfgang geworfen. Ein paar Meter weiter, und sie wäre in das berühmte "Weiße Rössl" geflogen. Dann hätte das Beil vielleicht Peter Alexander erschlagen, bei der Arbeit an einem Film, der eine einzige Sünde war, vielleicht nicht gegen Gott, aber gegen die großartige Erfindung des Zelluloids. Die Kirche steht erhaben über dem Hotel, doch mit all ihrer Pracht vermag sie nicht so viele Besucher anzuziehen wie das rot angestrichene Edelquartier, vor dem sich lärmende Massen gegenseitig fotografieren.

Nach Strobl geht es ein Stück durch St. Wolfgang, das ein bisschen mondän spielt, so wie es Österreich eben gelingt. Am See führt ein Weg unter den Felsen entlang. Strobl betritt man mit dem Gefühl, in einen bürgerlichen Vorgarten eingedrungen zu sein. Der Ort ist wohlangelegt, gejätet, und niemand ist zu Hause. Oben auf dem Kleefeld steht jenes Hotel, in dem Hannelore und Helmut Kohl in vielen Urlauben allerlei Vieh streichelten und Kitze mit der Flasche säugten. So waren sie eben, die beiden. Das moderne Quartier steht einsam da, über die Wiesen trotten Ziegen und Hirsche apathisch hin und her, als sei ihr Leben sinnlos geworden ohne die Kohls.

Von der nächsten Tagesetappe wird behauptet, dass sie nur dreizehn Kilometer messe, doch jeder davon zählt doppelt. Zuerst täuschen uns die schönsten Wiesen Österreichs mit beschaulichen Hütten, an denen ein gemütlicher Weg vorbeiführt. Doch dann weist das gelb-violette Rupertszeichen geradewegs in einen Busch, der ein Kalksteingeröll verdeckt. Zeitweise geht es auf allen Vieren hinauf. "Ein Zweifler ist unbeständig auf all seinen Wegen", predigte der heilige Jakobus. Wir wissen jetzt, wovon er sprach. Der Weg schlängelt sich siebenhundert Höhenmeter hinauf. Nach einiger Zeit beginnen wir die Atemlosigkeit zu tarnen, indem wir vorgeben, von der Aussicht fasziniert zu sein. Wir lassen gerührte Blicke schweifen, japsen aber vor allem heftig. Die Strecke kann nur mit viel Euphemismus ein Pfad genannt werden. Scheinbar als zusätzliche Bußübung ist sie immer wieder unterbrochen durch umgestürzte Bäume und Halden geschlagenen Holzes. "Wasser", keuchen wir. Es fließt lieblich überall den Berg hinab, ist aber unerreichbar für die Blechtasse. Pilger können sich dort die Linsen aus den Schuhen nehmen, die Qualen sind auch ohne sie ausreichend.

Als die Kleider durchnässt sind und weiß vom ausgetretenen Körpersalz, liegt die Erlösung vor uns. Sie heißt Braunalm, und dort fließt Wasser. Wir verjagen die Kühe von ihrer Tränke und lassen es sprudeln, tauchen ein und wieder aus, stürzen gefüllte Blechtassen hinunter. Doch als wir den Kopf heben, haben sich scheinbar alle Kühe Österreichs hinter uns zusammengescharrt. Sie blicken nicht freundlich. Die Rinder kommen näher. Wir greifen nach dem Pilgerstabprügel, heben ihn hoch, gehen dem Vieh entgegen und schreien etwas gänzlich Anspruchsloses, so wie "Hoahoahowahi". Es funktioniert. Die Rinder weichen zurück. Doch dann rotten sie sich wieder zusammen, immer mehr kommen. Wir schultern den Rucksack und rennen, halten den Prügel hoch und schreien schreckliche Urlaute. Ganze Heere Simmentaler, Limousins, Pinzgauer und Angusrinder setzen uns nach. Ein Gatterzaun rettet uns.

"Ja, die Kühe haben heute eine andere Strategie entwickelt, weil wir ihnen die Hörner weggenommen haben. Sie rotten sich jetzt zusammen und gehen in Herden gegen den Feind vor", sagt der Wirt der "Blonden Hütte" auf der Postalm. Wir sind besorgt. Was wird sein, wenn die Rinder ihre Taktik weiter verbessern? Auf der Postalm weiden im Sommer mehr als sechshundert dieser Strategen. Sie laufen frei über die Wiesen der größten Alm Europas. Trotz der potentiellen Bedrohung schläft man in der "Blonden Hütte" einen seligen Schlaf, den die Kuhglocken vor dem Fenster sanft begleiten. Von dort aus geht es so bedächtig ins Tal, dass diesmal auch die Seele Schritt halten kann, sogar die von Agnostikern und Atheisten. Im Frühsommer ist Heumahd, überall duftet es dann wie nach Maibowle. Treiber mit ihren Rindern kommen den Wanderern entgegen, manche von ihnen tragen sich in das Besucherbuch der Klauseneckkapelle ein: "Sind mit dem Vieh hier gewesen und hoffen auf einen guten Weg", steht da. Wie unbedeutend scheint der Rest des Daseins.

Wir entdecken unsere Beine wieder und ihre Möglichkeiten, die wir am Schreibtisch vergessen haben. Heißt es nicht bei Jesaja, Hoffnung macht Beine, Hände und Füße? Es ist diesmal umgekehrt. Von der Sonnleitn Alm sieht man auf das Tennengebirge und ins Tal nach Abtenau, auf die gotische Pfarrkirche mit dem dreibogigen Hochaltar. Sie sei dem Pilger empfohlen, das "Moisl" aber dem Touristen und der "Rothe Ochs" beiden. Gefällige dreizehn Kilometer führt der Weg nach Annaberg. Die fünfhundert Meter Höhenunterschied schmerzen nicht mehr. Kirche und Ort wurden der heiligen Mutter Anna geweiht. Das Hochaltarbild von Franz Xaver König zeigt sie als Lehrerin Marias. Weitere zwanzig Kilometer und elfhundert Höhenmeter Aufstieg führen nach Hochgründeck. Dort haben

sich die Läufer den folgenden vierzehn Kilometer langen Abstieg zum Endziel Bischofshofen redlich verdient.

Nach all diesen vielen Schritten wartet dort im Museum eine emotionale Begegnung mit dem echten Rupertskreuz. Dem Pilger, Wallfahrer, Wanderer oder wie man ihn auch bezeichnen mag, haben sich seine Konturen eingeprägt, es ist zum Symbol der Tage geworden. Einer Rührung können sich vor dem greifbaren Kreuz auch Profane nicht entziehen. Doch in Abtenau kann auch der Weg eine andere Wendung nehmen, wenn man dem Kreuzsymbol noch ein Stück aus dem Ort hinaus folgt, dann aber die tausend Höhenmeter zur Gsengalm hinaufsteigt. Dort oben führt die Sennerin Julinde Posch eine Hütte auf einem atemraubenden Stück Erde. Von dem Berg übersieht man einen Teil der Landschaft, die der St.-Rupert-Weg durchzieht, blickt zu den Ausläufern des Tennengebirges, über die Wälder und Wiesen, die Höfe und Ortschaften im Tal. Still und rührend ist es. Wir sehen auf das Land und die Fixpunkte unserer Erinnerung. Dann sind wir überrascht von der Aussicht und dem Stolz auf die eigene Tat. Der Gläubige solle nie auf den Berg, um zu beten, sondern immer ins Tal gehen, rät Chestertons Pater Brown einmal. Denn oben fehle die Demut, alles erscheine von dort aus gesehen klein und lächerlich. Aber vielleicht irrt Chesterton, und das flüchtige Gefühl, einmal über sich hinauszuwachsen, ist der Lohn des Pilgers.

Information: Österreich Werbung, Klosterstraße 64, 10179 Berlin, Telefon: 030/2191480 und 0180/ 2101818, E-Mail: deutschland@austria.info, Internet: www.austria.info.

Text: F.A.Z., 16.07.2009, Nr. 162 / Seite R7

© F.A.Z. Electronic Media GmbH 2001 - 2009
Dies ist ein Ausdruck aus www.faz.net